

hauer, H. Conzelmann und E. Haenchen eine so fruchtbare Auseinandersetzung zur Problemgeschichte der letzten hundert Jahre Acta-Auslegung, daß man seinem eignen Kommentar nur mit hohen Erwartungen entgegensetzen kann. Jedenfalls, wenn man die Verirrungen eines gewissen modernen „Paulinismus“ kennt und dann B.s Fragen liest: „Kann man die systematisch vereinseitigte paulinische Rechtfertigungslehre vom Missionarsleben des Apostels, wie es die Apostelgeschichte schildert, losreißen und als *das* Evangelium des Paulus ausgeben? Ist nicht *das* Evangelium, wie es Paulus vor Augen stand, von *dem* Evangelium, das durch ihn *faktisch* zu den Menschen kam, im Nachdenken zu unterscheiden?“ (S. 35)

Oder, wenn B. (von Dix aus weiterdenkend) meint, „daß die geglaubte Rechtfertigung des Sünders sich auch andern Ausdruck verschaffen kann als in der uns von Paulus her bekannten Form. Daß der Mensch aus Gnade gerecht ist, kann auch sehr schlicht einfach *gelebt* werden. Der theologische Niederschlag dieser Haltung sind dann „*Weisungen*“, die „*gesetzlich*“ *scheinen*, die aber nur der Ausdruck dafür sind, daß Gerechtfertigte danken möchten.“ (S. 44)

„Vor, neben und nach Paulus sind, wie das Matthäusevangelium und der Jakobusbrief zeigen, im Glauben an den auferstandenen Christus positive Stellungnahmen zum *Gesetz* sichtbar geworden, die mit Moralismus nichts zu tun haben und mit der Gesetzeskritik des Paulus nicht in einen sachlich letzten Gegensatz gebracht werden können.“ (S. 53)

Aus solcher Sicht betont dann B. treffend (gegen Dibelius' und Vielhauers „stoizistische“ Interpretation mit B. Gärtner) „den alttestamentlich jüdischen Hintergrund der Areopagrede“ Pauli, welche „theozentrisch universal und eschatologisch zu verstehen“ ist. (S. 46; wie auch der frappante Einklang von Apg. 17,30f mit der von Paulus etwa zur gleichen Zeit wie die Areopagrede formulierten Wendung 1 Thess 1,9f bestätigt.)

Freilich: „Den Neutestamentlern aus der Bultmannschule wird es darum schwer, die lukanischen Schriften in vollgültiger Weise kanonische Schriften sein zu lassen, weil sie im Geschichtsevolutionismus gefangen sind, die Anfänge christlicher Theologie paulinisch verklären, in der Verhältnisfrage Evangelium und Gesetz lutherisch befangen sind und vor allem die in Wundergeschichten sich darstellende wunderbare Vorordnung der göttlichen Entscheidung für den Menschen in einem überspitzten theologischen Existentialismus nicht mehr zu anerkennen vermögen.“ (S. 55)

Ob dementsgegen dieses endlich wieder sachgemäße, „interkonfessionell“ verbindende und nicht (ohne Not) trennende Lukas-Verständnis durchdringen wird? Es wäre zu hoffen.

Heinrich Ott : Die Frage nach dem historischen Jesus und die Ontologie der Geschichte. Zürich 1960. EVZ-Verlag. 34 Seiten.

Zunächst mag die Doppelthese dieses Heft 62 der von K. Barth herausgegebenen ‚Theologischen Studien‘ befremden: „Es gibt überhaupt keine historischen ‚Tatsachen‘, sondern die geschichtliche Wirklichkeit ist ihrem Wesen nach immer ‚Erscheinung‘, ‚Bild‘.“ (S. 14). Aber dann liest man, daß damit nicht mehr als die völlige Unerheblichkeit der bloßen, ‚objektiv‘ feststellbaren ‚nackten Tatsache‘ ausgesagt sein soll (S. 18 f.); „der ‚Bericht eines begeisterungslosen Chronisten‘ braucht nicht wahrheitsgemäßer zu sein als der mythische Bericht – im Gegenteil!“, wird (S. 27) mit Bubers ‚Moses‘ festgestellt, welchem schon Smend (im FR XII, 81 f. angezeigten Buche) besondere Geschichtsnähe zusprach – unter gleichzeitiger Betonung der Ähnlichkeit der Probleme beim ‚historischen Moses‘ wie beim ‚geschichtlichen Jesus‘. Wir meinen hier die (dank Julius Stenzels Sokrates-Interpretation gewonnene) methodische Fragestellung bestätigt zu finden, von der in BIBLISCHE RELIGION HEUTE (S. 66; vgl. FR XII, 73f.!) ausgegangen wurde: „... ergibt es ein ‚historisch glaubwürdiges‘ Jesus-Bild, wenn man *alles* ernst-

zunehmen sucht, was durch die vier Evangelisten *und* durch Paulus von ihm überliefert ist?“

Für den Auferstehungsgläubigen heißt dies, daß der in diesem Sinne Nichtgläubige auch den vorkarfreitäglichen Jesus geschichtlich niemals zu fassen bekommt, weil er ihm die von seinen Aposteln bezeugten Selbstaussagen nicht abnehmen kann, deren substantielle Echtheit (unabhängig von der Frage z. T. erst nachösterlicher Formulierung) für den Gläubigen feststeht. Der Jude, der – wie Rosenzweig oder Schoeps – diese Aussagen als todeswürdige Lästerung erklärt, steht dabei der Geschichtlichkeit unendlich näher als jeder Liberale, der solche Aussagen gar nicht wahrhaben will, d. h. dem Anspruch des wirklichen Jesus nicht klar bewußt widersteht, sondern gar nicht ausgesetzt zu sein vermeint.

Dieser Selbsttäuschung entgegenzuwirken, ist das Verdienst von Otts neuer Studie. (Wie die Bekräftigung der Eschatologie das seiner früheren; vgl. FR XI. 111!).

Heinz Eduard Tödt: Der Menschensohn in der synoptischen Überlieferung. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn 1959. 331 Seiten.

Diese sorgfältige und subtile Analyse der von Markus, Matthäus und Lukas mitgeteilten Worte Jesu über sich selbst als dienenden, leidenden und triumphal wiederkehrenden Menschensohn meint, „nur unter den Parusiesprüchen authentische Jesusworte“ gefunden zu haben (Lk 12, 8 f par; Mk 8, 38; Mt 24, 44 par; Lk 17, 23 f par, meint T. S. 313), „unter den Sprüchen vom Erdenwirken des Menschensohns aber überwiegend solche, die sicher als Gemeindebildung anzusprechen sind“ (S. 129). Fast gleichzeitig aber mit diesem Buche erschien von dem gewiß nicht schlechter ausgewiesenen, nicht weniger sorgfältigen Zürcher Neutestamentler *Eduard Schweizer* eine Studie: Der Menschensohn (in ZNTW 50, 1959, S. 185–209), wonach gerade „die den Irdischen bezeichnenden Worte“ (wie: Mk 2, 10 par; Mt 8, 20 par; 11, 19 par) „am sichersten“ als authentisch erweislich seien (S. 201); Jesus sei zunächst ganz und gar der in demütiger Niedrigkeit Wandelnde, von den Menschen verworfene ‚Menschensohn‘ (S. 205), freilich zugleich doch auch „der Irdische, der seine Erhöhung aus Schmach und Leiden erwartet“ (S. 206).

Zusammengenommen führen die beiden Arbeiten in jene Grenzzone, wo alle ‚Trennschärfe‘ okzidentalen Intellektes gegenüber der Sinnfülle hebräischen Redens und Denkens in ‚Vorgangskomplexen‘ zu einer gewissen Resignation genötigt wird. (Vgl. FR X, 104!) Hinter den real in der Sicht seiner Zeugen gegebenen ‚geschichtlichen Christus‘ (den wir aber „nicht mehr nach dem Fleische kennen“, 2 Kor 5, 16) auf einen vermeintlich ‚sauber‘ von ihm ablösbaren ‚historischen Jesus‘ zurückzufragen, ist und bleibt letzten Endes aussichtslos. Aber das redliche Bemühen, die doch auch realen und wichtigen urkirchlichen Tendenzen bei der jeweils verschiedenen Überlieferung von Jesusworten zu ermitteln und zur Erhellung der Botschaft zu nutzen, bleibt darum trotzdem anzuerkennen und ist keineswegs unfruchtbar, sondern gewährt — in Erfolg *und* Mißerfolg — immer neue Vertiefung und Bereicherung unseres Verstehens.

Joachim Jeremias: Die Abendmahlsworte Jesu. Göttingen 1960. Vandenhoeck & Ruprecht. 275 Seiten.

Paul Neuenzeit: Das Herrenmahl. Studien zur paulinischen Eucharistieauffassung (Studien zum AT und NT, Bd. I) München 1960. Kösel-Verlag. 256 Seiten.

Aus jüdischer Überlieferung und nicht aus dem ‚hellenistischen Kultmysterium‘ ist die urchristliche, auch die paulinische, Eucharistiefeyer zu verstehen, so zeigen diese beiden mit profunder Gelehrsamkeit gearbeiteten Bücher. Zunächst das von Jeremias!

Noch bevor wir inhaltlich die gewichtigen Befunde betrachten, die hier über die wohl wichtigste Nahtstelle zwischen Jüdischem und Christlichem, das letzte Passa- und erste